

Ganzes zu ermöglichen scheint, wird nur geschaffen, indem die dramaturgischen Gesetze schwer verletzt werden. Auch Corneille und Racine haben „historische“ Stoffe auf die Bühne gebracht und frei gestaltet, aber immer so, daß kein Zuschauer im Zweifel sein konnte, es handle sich hier um die Übertragung geschichtlicher Namen in eine andere Dimension, die der freien künstlerischen Schöpfung, und nicht um ein Tribunal, vor dem die tatsächlichen geschichtlichen Daten und Täter gerichtet werden sollen. Genau das aber tut Hochhuth. Obschon er in Kommentaren beansprucht, ein allen zur Prüfung dienendes Gewissendrama zu bieten, läßt er den Leser und Zuschauer im Drama selber nicht im Zweifel, daß hier die Persönlichkeit Pius XII. vor sein, des Hochhuth, historisch-sittlich wertendes Gericht gestellt und – abgeurteilt wird. Zu einem solchen Gericht aber fehlen H. die Voraussetzungen. Seine Darbietungen sind im Grunde keine Kunst, sondern Anklagethesen, die historisch zu begründen er nicht imstande ist.

Dom Claude Jean-Nesmy geht diesen Anklagen nach und durchleuchtet die Situation, in der sich damals die Kirche, der Stellvertreter und alle rechtlich Denkenden befanden. Wie konnten unter den damals gegebenen Bedingungen die unabdingbaren Forderungen des Christentums erfüllt werden – und zwar so, daß nicht nur eine von ihnen, sondern alle, soweit menschenmöglich, zu ihrem Recht kämen? Und hat Pius XII. diese Forderungen erfüllt?

Es war unendlich schwer damals, im einzelnen Fall die hier und jetzt richtige Entscheidung zu treffen. Aber darüber läßt der Verf. keinen Zweifel, daß Pius XII. äußerst gewissenhaft vorgegangen ist und daß unter den gegebenen Umständen eine ganz andere Präsenz des Christlichen kaum möglich war. Deutlich weist der Verf. auch auf den Umstand hin, daß unsere Linksintellektuellen es sehr freundlich vermerken, wenn sich die Kirche zu den Christenverfolgungen in den kommunistischen Ländern zurückhaltend äußert, während sie über das gleiche Verhalten gegenüber den Nazis empört sind.

G. F. Klenk SJ

MUTHESIUS, Ehrenfried: *Ursprünge des modernen Krisenbewußtseins*. München: C. H. Beck 1963. 170 S. Lw. 9,80.

Es gibt nach dem Verf. heute kaum eine Sphäre des öffentlichen oder privaten Lebens,

die nicht mit „Krise“ zu etikettieren wäre. Glaubenskrise, Autoritätskrise, Krise der Familie, Krise der Demokratie, Berlin-Krise, Filmkrise, Krise des modernen Romans sind nur Teilbereiche einer umfassenden Situation und eines allgemeinen Bewußtseins der Krise. Muthesius weiß, daß alle geschichtlichen Übergangszeiten Male der Krise trugen. Er zeigt, daß in einer sich verändernden Welt jedesmal, entsprechend der Größe der Veränderung, die alten Proportionen verloren gingen. Das Gleichgewicht der Kräfte mußte neu gesucht, die Labilität durch Anpassung und Korrektur stabilisiert, die individuelle und gesellschaftliche Ganzheit neu erworben werden. Unsere moderne, annähernd totale Krise – ausgenommen vielleicht nur Naturwissenschaft und Technik, die auslösenden Faktoren – wurzeln nach M. weitgehend im Einbruch der naturwissenschaftlichen Erkenntnis als desintegrierter und desintegrierender Sachlogik. In ihrem Gefolge werden alle Lebensbereiche des Menschen einem umfassenden Depersonalisierungs- und, im weiteren Verlauf, Denaturalisierungsprozeß unterworfen.

Geschichtlich betrachtet, so erfahren wir, verwandte schon Herder das Wort „Krise“ als Begriff. Goethe war nach der Französischen Revolution von einem intensen Krisenbewußtsein durchdrungen. Die Klassiker lebten, genauer besehen, in einem ziemlich problematischen Verhältnis zur Gesellschaft. Aber was bedeutet es, fragen wir, wenn in der Frühromantik die literarische Theorie der künstlerischen Produktion vorausgeht? Doch nicht nur Verlust, sondern notwendiges Ergebnis eines nicht mehr vorhandenen selbstverständlichen Verhaltens zu Welt und Dichtung. Der scharfe Einbruch der neuen Denkweise, des umbrechenden Verhältnisses zu Gesellschaft, Natur und Kunst, hätte an Heine und den Schriftstellern des sogenannten Jungen Deutschland, der Generation um 1830, zwingend gezeigt werden können. J. S. Bachs wunderbare Welt liegt zeitlich vor dem Einbruch des naturwissenschaftlichen Denkens und erscheint deswegen für die neue Situation wenig exemplarisch. Hölderlins mythische Ganzheit erwies sich in ihrer ganzen, Ehrfurcht gebietenden Größe nicht ohne inneren Grund als ohnmächtig für die Begegnung mit der neuen Zeit. Damit deuten wir an, daß Unterscheidungen und die historische Beweislinie strenger geführt werden könnten. Es ist des

Verfassers Verdienst, daß er das Wesen der Krise, den Ursprung der modernen Krisensituation und die verpflichtende Aufforderung, sie in Treue zu den tragenden Mächten gestaltend zu bestehen, in unser Bewußtsein hebt.

P. K. Kurz SJ

ENZENSBERGER, Hans Magnus: *Einzelheiten*. Frankfurt: Suhrkamp 1962. 365 S. Kart. 15,80.

Enzensberger, 1929 in Kaufbeuren geboren, Lyriker und Zeitkritiker, erhielt im Okt. 1963 den Georg-Büchner-Preis. Seine im Sommer 1962 erschienenen Essays sind immer noch lesenswert. Man liest aus zeitlichem Abstand den Zorn ruhiger, die Konfession kritischer. Eine erste Aufsatzgruppe untersucht Produkte der „Bewußtseins-Industrie“. Seziert werden eine Tageszeitung (FAZ), ein Wochenmagazin (SPIEGEL), eine Wochenschau, die Taschenbuchproduktion, ein Warenhauskatalog (NEKKERMANN), der Tourismus. In einer zweiten Themengruppe bezieht E. in literarapolitischen Gegenwartsfragen Stellung. Eine dritte streicht die Tugenden jüngerer Romanschriftsteller der eigenen „Gruppe“ heraus: H. Böll, G. Graß, U. Johnson, M. Walser. Auch die jüdische Lyrikerin Nelly Sachs darf seine Sympathie erfahren. Eine vierte Themenreihe beschäftigt sich mit Prinzipien und Problemen avantgardistischer Literatur, mit der „Weltsprache der modernen Poesie“, den „Aporien der Avantgarde“, der Gegensätzlichkeit von „Poesie und Politik“.

Vieles von diesen Beobachtungen und Analysen wird als Erkenntnis bleiben. Bleiben wird auch die Klage des Künstlers in einer Welt totaler Produktion und des Konsums. Sein Genius macht ihn zum berufenen Rebellen gegen eine Welt aus zweiter Hand. Enzensberger ist als Zeitkritiker zugleich hellseherisch und geblendet, logisch, unlogisch und sophistisch in einem. Daß z. B. Zeitungen schon vor 130 Jahren ihre Nachrichten auswählten und mit Meinung versetzten, müßte er wissen. Daß er selber seinen Gegenstand auswählt, interpretiert und mit eigener Meinung versetzt, müßte er bemerkt haben. Er entlarvt das Trickhafte, Unseriöse und Kaltschnäuzige des SPIEGEL-Stils, jene Spekulation auf primitive Neugier, Neid, Schadenfreude, auf wollüstiges Interesse an schmutziger Wäsche und Schlüssellochgucken. Das hinderte den Angreifer E. jedoch nicht, in dem gleichen Magazin den Posten eines literarischen Starkritikers zu besetzen. Sein Affront

gilt grundsätzlich allen Formen des „establishment“, allen Verfestigungen und aller Inanspruchnahme zementierter Macht. Er verfißt die Freiheit, eine Freiheit, die bedenklich abstrakte, pubescente, ungeduldige und utopische Züge zeigt. Seine moralische Gebärde begegnet dem Nicht-Ich allzu leicht mit einem glatten Nein und mißachtet die Komplexität des Phänomens – seiner „Einzelheit“ – manchmal schon im Ansatz.

E. gehört dennoch zu den scharfsinnigsten literarischen Kritikern der jüngeren Generation. Er setzt seinen geistigen Preßluftbohrer an zementierte Gebilde. Ein besseres geschichtliches Wissen, ein schärferes Problembewußtsein für komplexe Gegebenheiten, eine reifere Kontrolle des anspringenden Affektes, könnte sein Bohren behutsamer, sein Urteil gerechter, sein menschliches Engagement sympathischer machen.

P. K. Kurz SJ

Musik

PURCELL, Henry: *Geistliche Musik*. Schwann: Düsseldorf (Musica Sacra AMS A 55).

Das Werk des mit 36 Jahren verstorbenen Henry PURCELL (1659–1695) ist von verwirrender Vielseitigkeit: Lieder, Kammermusik, Kirchen-(Anthems) und Bühnenmusiken füllen mehr als 30 Bände. Angesichts der im 17. Jahrhundert oft noch gleitenden Übergänge zwischen geistlicher und weltlicher Musik ist es erstaunlich, wie sicher Purcell auf jedem Gebiet charakterisiert, wie es ihm gelingt, innere Vorstellungen im Klang zu vergegenwärtigen. Aus dem Angebot zu schließen, muß die Nachfrage, muß der Musikbedarf in seiner Zeit sehr groß gewesen sein. Es wurde ja nicht mehr allein bei Hof und in Adelshäusern musiziert, sondern vor allem auch in zahlreichen Sing- und Spielgemeinschaften aus dem Bürgertum. Bedurfte es des Ausgleichs zur Nüchternheit und Härte des Alltags? Selbst an den Wänden der Barbierläden sollen Lauten und Violen zum Zeitvertreib der Wartenden gegangen haben, ja während des großen Brandes in London (1666) sollen viele Familien ihre Virginalen und Violenkästen zuerst geborgen haben. So trifft man in Sammelwerken aus Purcells Zeit immer